

DMA

# SAMMELN

Fr. 8.-  
DM 9,50  
öS 90



Rosmarie Müllers

**Katzen-  
leidenschaft**

Weinetiketten:

**Mouton-  
Pothschild**

Sonnenuhren:

**Zeitmessung  
nach dem  
Sonnenstand**

Sammelgebiet:

**Schweizer  
Zinn**

# Das Handwerk der Kannengiesser

Zinn war während des Mittelalters und bis in die Neuzeit hinein ein sehr beliebtes und vielgebrauchtes Metall. Mit Blei vermischt ist es weich, hat einen niederen Schmelzpunkt, lässt sich leicht giessen und im erkalteten Zustand gut bearbeiten. Man brauchte Zinn, um Eisenteile, am Pferdegeschirr beispielsweise, vor Rost zu schützen, vor allem aber stellte man Teller, Krüge, Becher und Pokale her. Dr. Hugo Schneider führt in seiner Serie, die mit diesem Beitrag beginnt, in die Geschichte der schweizerischen Zinngiesserei ein.

Gebrauchsgegenstände aus Zinn wie Teller, Becher, Schüsseln ersetzten nach und nach das zuvor gebräuchliche Holzgeschirr und übernahmen darum oft dessen Formen. Dieser Prozess vollzog sich um die Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert. Besonders gut lässt sich das am Beispiel von Schützengaben nachweisen. In Zürich zahlte das Seckelamt 1504 «11 Pfund 10 Schilling

VON DR. HUGO SCHNEIDER

Mathe Stoll umb 11 stück hölzlin geschir zu beiden Schüsseln», wogegen das gleiche Amt drei Jahre später erstmals «27 Pfu. 2 Schilling 6 Heller Cunratt Rechberger um 73½ Pfund ziny schüsseln den Knaben zu abenturen zu schiessen» bezahlte. Das bedeutet aber nicht, dass nicht schon viel früher Zinnobjekte hergestellt worden wären. Zinngiesser lassen sich bereits im 14. Jahrhundert nachweisen.

## Das Handwerk

1336 lesen wir in Zürich in der ersten Zunftverordnung «Schmid, swertfeger, kannengiesser, gloggnier, spengler,

vorwerkel, scherer und bader habent all ein zunft und ein paner». Daraus ist zu ersehen, dass die Kanne für den Wein,

aber auch für Wasser, in der Produktion der Zinngiesser an erster Stelle stand. Ausserdem waren die Giesser, wie in den



Schraubflasche, Wärmeflasche in Buchform von Kaspar Traber, Luzern. Für Abt Ulrich VI. Glutz-Ruchti (Wappen), geb. 1648, Abt zu St. Urban 1687, gest. 1701.

meisten zünftig organisierten Städten, den Schmieden angeschlossen. 1371 beurkundeten Bürgermeister und Räte von Zürich, dass die vier in Zürich sesshaften Meister des Kannengiesserhandwerks folgende Handlungsordnung aufgestellt haben, um Missbräuche zu unterbinden:

1. Die verwendete Metallmischung darf auf vier Pfund Zinn höchstens ein Pfund Blei enthalten.
2. Die Geschäftsteilhaber oder Handwerksknechte haben sich ebenfalls auf die Einhaltung dieser Mischung zu verpflichten.
3. Die Zunftmeister der Zunft zur Schmieden haben allmonatlich die Mischung auf ihre Zusammensetzung hin zu prüfen.
4. Die Kannengiesser haben auf alle ihre Erzeugnisse neben das Stadtzeichen ihr persönliches Zeichen anzubringen.
5. Übertretungen dieser Ordnung werden mit ½ Mark Busse bestraft.

## Vorschriften über die Legierung

Aus dieser Ordnung geht hervor, dass man für die Produktion nicht reines Zinn, son-

dern eine Legierung aus Zinn und Blei verwendete. Blei machte das Metall geschmeidiger und war zudem billiger. Bei zu grosser Beimischung war allerdings die Gefahr einer Bleivergiftung sehr gross. Deshalb erliessen die Zünfte schon sehr früh scharfe Bestimmungen. Man unterschied drei Qualitätsstufen: beinahe reines Zinn, dann Probzinn im Mischbereich 3 bis 10 Teilen Zinn und einem Teil Blei und das gewöhnliche oder faule Zinn im Verhältnis 1:1.

Während in den süddeutschen Städten entsprechend den Vorschriften von Nürnberg 10:1 gemischt wurde, hielten sich die hiesigen Verordnungen eher an das Frankfurter Vorbild, welches 4 oder 5:1 vorschrieb. Doch auch das Nürnbergermodell fand in der Schweiz vielerorts Nachahmung.

Wo Vorschriften galten, mussten auch Kontrollen durchgeführt werden. In Zürich hatten der Zunftmeister und ein zugeordneter Knecht mehrere Male im Jahr in den einzelnen Werkstätten eine Probe vorzunehmen. In Genf waren zwei Zinngiesser zu Probierern ernannt. Allfällige Bussen wurden unter dem Gericht, dem Spital und den Probierern aufgeteilt.

Die Kontrolle führte man in Ermangelung einer Analyse meist mit dem Probierstein durch. Die Überprüfung des Metalls fand also nur von Auge statt: Stark bleihaltige Kannen wirken optisch sehr dunkel. Je reiner das Zinn ist, desto mehr gleicht es dem hellen Silber. Mit dem Eisen wurde also die allfällige Zinnhaut, die Patina, abgezogen, damit die unverfälschte Mischung offen auflag und die Probierer ihr Urteil abgeben konnten.

Wie wurden nun aber die Vorschriften von den Giessern eingehalten? Vor einigen Jahren konnten wir etwa 2000 schweizerische und einige deutsche und französische Zinngegenstände analysieren lassen. Allgemein war die Legierung eher besser. Schlechtere Mischungen als 3:1 kamen selten vor. Nur in Luzern war seit dem 18. Jahrhundert auch 2:1 häufig.



Verschiedene Masse aus Zinn. Von links nach rechts: von Josua Hiller, St. Gallen, 17. Jh. 2. Hälfte; wohl aus Weinfelden, mit verschiedenen Eichdaten, 18. Jh. 2. Hälfte; wohl aus Weinfelden, mit Eichdatum 1783.

Buch mit sechs Tafeln von Hans Wyss, Zürich, erste Hälfte 16. Jahrhundert. Es stammt aus der Helmkugel des Karlsturmes des Grossmünsters zu Zürich und enthält die Namen der Bürgermeister, Ratsherren und übrigen städtischen Beamten von 1567 sowie Hinweise auf Bauarbeiten von Hans Balthasar Keller 1534.



## Fabrikation und Qualitätsstempel

So wie heute eine Firma ihre Produkte mit ihrem Namenszug, ihrer Marke oder ihrem Signet bezeichnet, so versah auch der Zinngiesser seit der Mitte des 14. Jahrhunderts seine Werke mit seinem eigenen Merkzeichen. Dieses sollte nicht nur die Qualität, sondern auch die Herkunft, die Werkstatt also angeben.

Der Grossteil der Marken wurde mit einer Eisenpunze ins fertige Fabrikat eingeschlagen. Im allgemeinen besass jeder Meister mehrere Punzen in verschiedenen Grössen. Die Wahl der Punze richtete sich nach Grösse und Gestalt des Gegenstandes. Dieses Zeichensystem sollte vor allem den Markt vor einer Überschwemmung mit fremder, minderwertiger Ware schützen. Ausländischen Händlern

war es nur an Jahrmärkten erlaubt, in eidgenössischen Städten oder im Ausland erworbenes Material anzubieten. Und auch dann musste es den örtlichen Legierungsbestimmungen entsprechen.

Die Tendenz in den zünftig organisierten Städten ging also dahin, nicht allein die Produktion, sondern auch den Handel zu kontrollieren. Ausserhalb deren Hoheitsgebiet konnte sich darum anfänglich gar

kein Zinngiesserhandwerk entwickeln. Scharf verfolgt wurden die nicht zünftigen Krämer, die seit dem 16. Jahrhundert in grosser Zahl auftraten: die Galanger aus dem Calancatal, die Lombarden, Piemontesen und Tessiner, welche allgemein in den Akten als «Muscher, Stümper und Störer» bezeichnet wurden.

An Orten, wo keine Zinngiesser ansässig waren, wie beispielsweise in Schwyz oder Uri, konnten fahrende Giesser, Zinngeschirr herstellen, mit ihrem Meisterzeichen versehen und unter der Bedingung verkaufen, dass der Beschau, der Ortshinweis des betreffenden Standes, als Kontrollstempel eingeschlagen war. Das Gleiche galt ebenso für etablierte schweizerische Giesser, wie Basler Fabrikate mit Urner Kontrollmarke beweisen.

Parallel zum Meisterzeichen lief, wie vorher angedeutet, die Beschau- oder Ortshinweis. Bei diesen Zeichen handelte es sich um eine Art Qualitäts- und Herkunftsmarke, indem sich die Städte und Orte, welche die Verordnungen über die Zinngiesserei erliessen, ihre eigenen Meister gegen die Konkurrenz mit fremder Ware und sich selbst gegen schlechte Fabrikate schützen wollten. Ursprünglich vom Meisterzeichen getrennt eingeschlagen, wurden sie seit dem 17. Jahrhundert meist mit der gleichen Punze angebracht.

Als weitere Marken sind Feingehaltszeichen zu erwähnen. An gewissen Orten galt die Krone, an andern die Lilie oder

Links: Kanne von Pierre Villeneuve, Neuenburg, 2. Hälfte 17. Jahrhundert.



Oben: Punze aus Eisen mit der Marke von Andreas II. Wirz, Zürich, um 1800.

Unten: Schlagfläche der Eisenpunze: «Fin Etein. Andr. Wirz in Zürich».



die Rose als Zeichen für Feinzinn. Auch Jahrezahlen treten oft als Gütezeichen auf. Sie erinnern an Jahre, in denen entsprechende Verordnungen erlassen worden waren. Ab 1630 begegnet man öfters dem Zinngiesserhammer als Qualitätszeichen.

Zu Beginn des 18. Jahrhunderts führte man die Begriffe «Etain cristallin», «Englischzinn» sowie die Engelmarke ein. Zwischen Engel und England bestand ein direkter Zusammenhang, kam doch von Cornwall das beste und reinste Zinn, und nach englischer Art geläutertes Zinn war besonders begehrt.

Wie oben erklärt, spielten Zinnplatten als Schützengaben in der ganzen Schweiz eine grosse Rolle. Für viele Giesser bildeten sie eine recht bedeutende Einnahmequelle. Solche Platten und Kannen wurden mit speziellen Punzen gezeichnet. Armbrust, Büchse, Pistole, Schützenscheiben waren deren häufigste Signete. Für erste Preise wurden die Platten oft mit Wappen, Schützen und Schützensprüchen graviert.

#### *Schmuck auf Zinngegenständen*

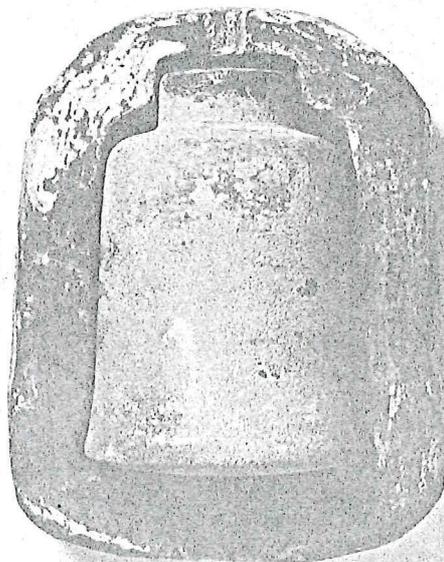
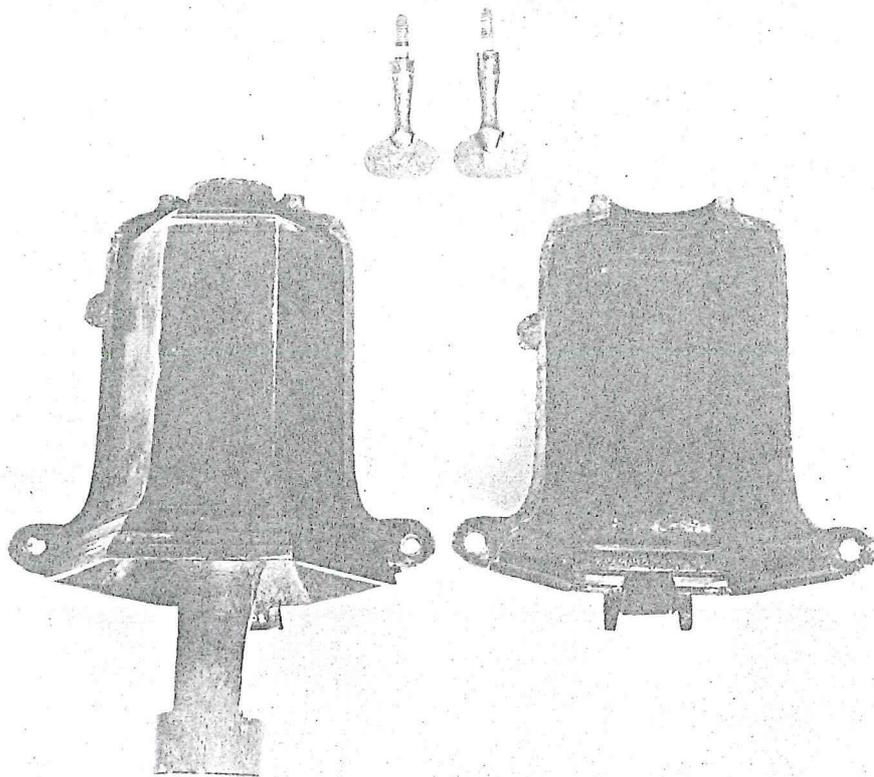
Da Zinn verhältnismässig weich ist, lässt es sich auch gut mit dem Grabstichel bearbeiten. Vorwiegend Prismenkannen und Humpen wurden mit reich graviertem Ranken und Blumenschmuck bedeckt. Das gilt auch für Wandzierplatten. Waren Zinngegenstände normalerweise gegossen, so gab es, vor allem im westlichen Teil unseres Landes auch solche, die nachgetrieben waren. Besonderer Beliebtheit erfreuten sich die Reliefteller und -schüsselchen. Der Reliefschmuck, der aus Ranken und Blütenschmuck sowie Wappenschilden bestand, war bereits in der Gussform enthalten und musste nach Erkalten der Legierung nur noch von der Gussnaht befreit und überarbeitet werden. Bei einzelnen sakralen Gegenständen, z.B. Kerzenstöcken und Altarvasen, lassen sich Spuren von ehemaliger Vergoldung feststellen.

*Oben: Gussform aus Bronze für Prismenkanne, dreiteilig mit zwei Verschraubungen. Aus der Werkstatt Keiser in Zug, erste Hälfte 19. Jahrhundert.*

*Rechts: Gussform (Halbteil) aus getrocknetem Lehm mit gedrehtem Sandsteinkern für den Leib einer Glockenkanne. Aus der Werkstatt Keiser in Zug, 17. Jahrhundert.*

#### *Zinn heute*

Seit dem 16. Jahrhundert ersetzte das Zinn und Messinggeschirr (Mösch) mehr und mehr jenes aus Holz. Es ging mit jenem aus Keramik einher. Wie in vornehmen und vermögenden Familien an Festtagen Gegenstände aus Edelmetall die Tafel bereicherten, so galt bei der weniger wohlhabenden Bevölkerung das Zinngeschirr als vornehm. Es wurde deshalb auch das Silber des kleinen Mannes genannt.



Zinngeschirr kam überall zur Anwendung. Für den Wein brauchte man Zinnkrüge, das Essen wurde in Zinnschüsseln serviert. Noch zu Beginn dieses Jahrhunderts ass mancher Bauer seine Speise aus einem Zinnteller. Bis ins letzte Jahrhundert, da noch lange nicht jede Wohnung über den Komfort des fliessenden Wassers verfügte, war das Giessfass in der Buffetnische in Gebrauch.

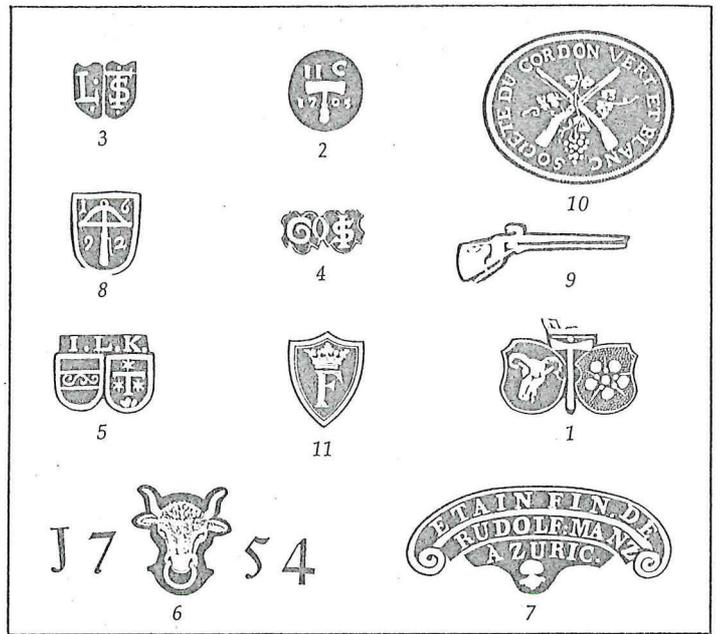
Über einen Zeitraum von 600 Jahren konnten wir in unserem Land rund 1700 Zinngiesser aus schriftlichen Quellen nachweisen. Davon sind auf Grund zuweisbarer Marken von 700 Werkstätten bzw. Giessern Objekte erhalten geblieben. Die grösste Bedeutung besass das Zinngiessergewerbe im 17. und 18. Jahrhundert, bis das Porzellan zu seinem schärfsten Konkurrenten heranwuchs. Im 19. Jahrhundert reichte das Handwerk allein zur Ernährung einer Familie nicht mehr aus. Der Giesser musste einem Nebenberuf nachgehen.

Heute wird das Zinn für den Haushalt neu entdeckt. Weisswein wird gerne aus Zinnbechern getrunken. Wer die Tafel gediegen decken will, legt eine zinnerne Breitrandplatte unter die Teller und ziert den Tisch mit zinnernen Vasen und Kerzenstöcken. Zur Zeit wird viel Zinn importiert, aber das einheimische Handwerk blüht trotz harter ausländischer Konkurrenz dank seiner ausgezeichneten Arbeit an mehreren Orten.

In den folgenden Ausgaben wird auf die Vielfalt antiker, schweizerischer Zinngegenstände hingewiesen. Ebenso werden die wichtigsten Giesszentren und deren Meister mit ihren Marken vorgestellt.

Die wohl grösste erschlossene Sammlung historischen Schweizer Zinns besitzt das Schweizerische Landesmuseum in Zürich. Es zeigt in einem speziellen Raum die Vielfalt und die Besonderheiten einzelner Produktionsstätten. Alle hier abgebildeten Objekte stammen aus diesem Bestand.

Rechts: Deckelschüssel von Jean François Louis I. Lacombe, Lausanne/Genf.



Verschiedene Marken: 1. Ortshinweis, bzw. Giesser- mit Qualitätsmarke von Zacharias Baumann, Schaffhausen, um 1550. 2. Giesser- mit Qualitätsmarke von Jean-Jacques Châtelain, Neuenburg um 1720. 3. Ortshinweis mit Giessermarke von Jakob II. Steiger, Lichtensteig, um 1700. 4. Ortshinweis mit Giessermarke von Joachim I. Schirmer, St. Gallen, um 1640. 5. Ortshinweis mit Giessermarke von Joachim Leonz Keiser, Zug, um 1760. 6. Kantonaler Kontrollstempel von Uri. 7. Ortshinweis mit Giesser- und Qualitätsmarke von Hans Rudolf Manz, Zürich, um 1800. 8. Schützengabenstempel von Hans Heinrich Bosshard, Zürich, um 1760. 9. Schützengabenstempel von François Perrin, Neuenburg, um 1740. 10. Schützengabenstempel von Louis I. Lacombe, Vevey, um 1810. 11. Qualitätsstempel von Charles II. Moriggi, Vevey, um 1910.

Links: Altarleuchter von Anthony Haim, Rorschach um 1700.



## Giessereien in der Ostschweiz

*Nach seinen einführenden Erläuterungen zur Geschichte des Schweizer Zinns berichtet Dr. Hugo Schneider in der zweiten Folge seiner Serie über die in der Schweizer Zinnherstellung führende Region: die Ostschweiz.*

In der Ostschweiz, also innerhalb der heutigen Kantone Zürich, Schaffhausen, Thurgau, St. Gallen und der beiden Appenzell, besass Zürich im Bereich der Zinngiesser über alle Zeiten die führende Rolle. Viele Städte übernahmen in wesentlichen Teilen die Legierungsvorschriften der Limmatstadt. Wir erwähnen Bülach, Eglisau, Elgg, Lichtensteig, Rheineck, St. Gallen, Schaffhausen, Steckborn, Stein am Rhein, Wil und Winterthur. Damit sind auch die wichtigsten Zinngiesserzentren, die Offizinen der Region, genannt.

---

VON DR. HUGO SCHNEIDER

---

Die das Handwerk betreffenden Verordnungen entsprachen weitgehend den zürcherischen Grundlagen. Vor allem in bezug auf Qualitätszinn und gute Arbeit wurden laufend Kontrollen durchgeführt. 1552 hiess es: «Was Zinn ist und Zins Wärschaft syn soll, und mit der Kron verzeichnet wird, soll fyn und mit keiner Vermischung vermängt syn, wurde es anderst funden, so soll es für ein faltsch gebüsst werden... Es habend unnsere gnädig Herren... zum Jar vier maal ambt dem obersten Knächt, unversähenlich umbhin zugaan, und zu probieren, und an welchem Sy Mangel findend, denselben... zu straaften, da der halb Theil der Bussen der Probierern syn soll...»

Wie unsere Analysen ergeben haben, wurde damit erreicht, dass das Ostschweizer Zinn im allgemeinen von

guter Qualität war. Mit solchen Vorschriften wurden die einheimischen Giesser von der Behörde geschützt. Insbesondere war der Schutz nötig gegen die «Galangeren, Savoyeren, Kessleren und ander dergleichen frömder mit Zinn handlender Personen», welche an Jahrmärkten oder als fahrende Händler billigeres und oft auch schlechtes Zinngeschirr feilboten.

Mit Zinngießern in benachbarten Städten des Auslandes, wie etwa Konstanz, Lindau und Feldkirch, unterhielten die Ostschweizer Meister gute und enge Beziehungen. Gesellen aus deutschen Landen arbeiteten gerne bei Ostschweizer Meistern.

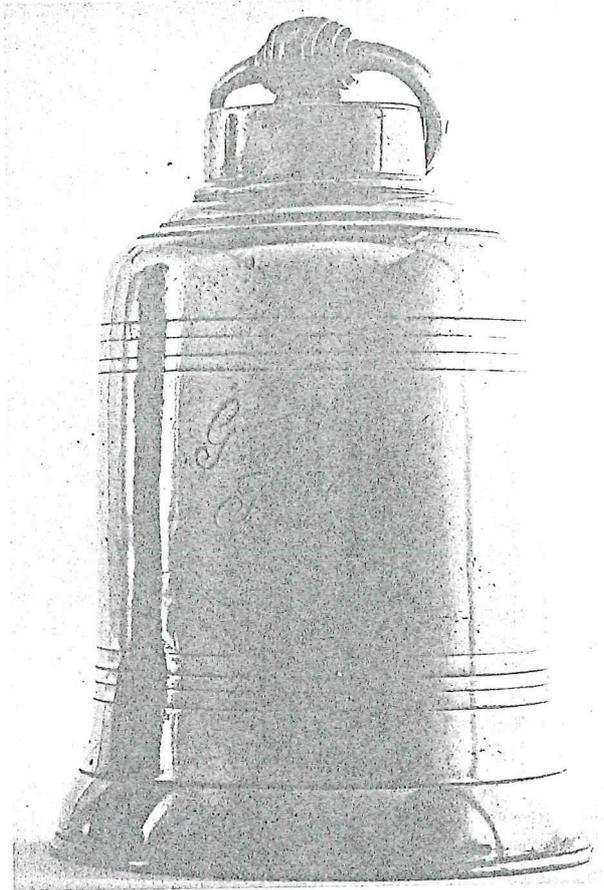
### *Der Formenreichtum*

Charakteristisch für die Ostschweiz war die *Glockenkanne*. Ihre Form hat ihr diesen Namen eingebracht. Der Körper ist zylindrisch, oben an der Schulter gerundet und schwingt gegen den Boden aus. Der Deckel, welcher entweder aufgeschraubt oder mit einem Bajonettverschluss fixiert ist, wurde mit einem vertikalen Tragring versehen. Alle besitzen einen röhrenförmigen, meist sechskantigen Ausguss mit Klappdeckel. Bei den Schraubkannen kann am Ausguss ein Schraubdeckelchen vorhanden sein.

Zwei Grundtypen von Glockenkannen sind bekannt: jener mit der geraden Wandung und der andere,



*Glockenkanne von Jakob Glinz, St. Gallen, erste Hälfte 18. Jahrhundert.*

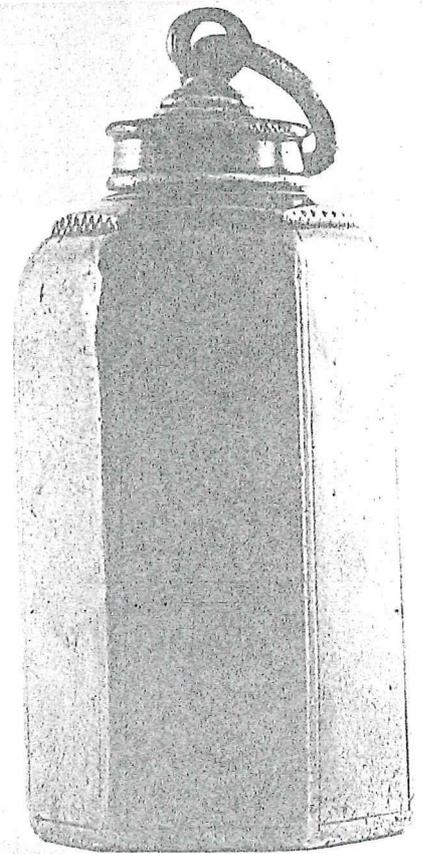


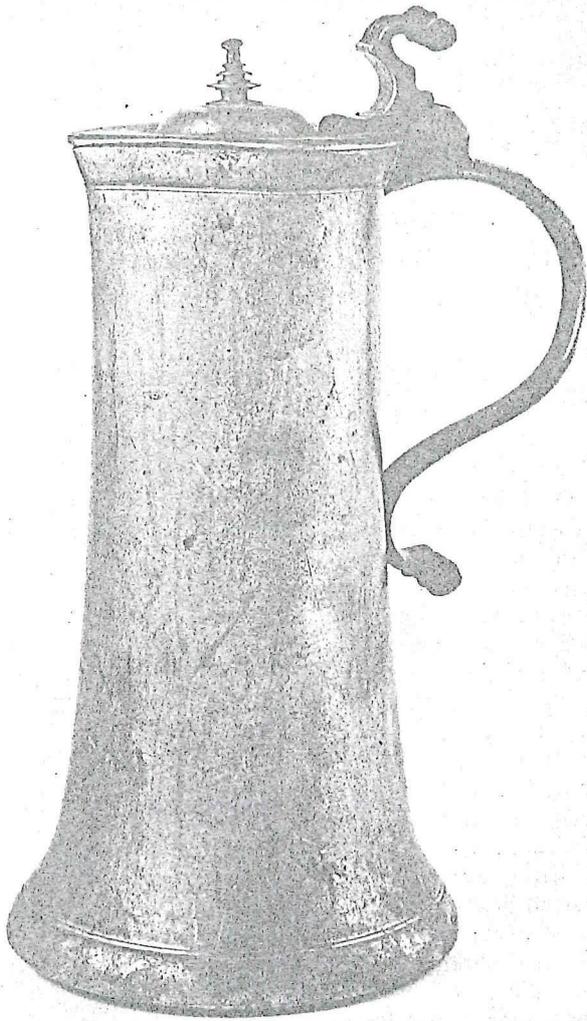
*Glockenflasche von Johann Alexander Öchslin, Schaffhausen, Mitte 19. Jahrhundert.*

*Prismenkanne von Hans Jakob Etzweiler, Stein am Rhein, Mitte 18. Jahrhundert.*



*Prismenflasche, Schaffhausen, Mitte 18. Jahrhundert.*





*Stitze von Heinrich Sommerauer, Zürich, um 1700.*

welcher die Form einer mittelalterlichen Glocke, mit gewulstetem unterem Teil und nach oben sich verjüngendem Leib, besitzt. Der zweite Typ lässt sich bis heute nur aus Werkstätten in Elgg, Kanton Zürich, nachweisen.

Parallel zur Kanne kommt auch die gleichförmige *Flasche* vor. Sie unterscheiden sich voneinander nur durch das Fehlen des Ausgusses. Die zusätzlich eingesetzten flachen Deckel mit Knopfgriff deuten darauf hin, dass die Flaschen besonders dicht sein mussten. Man kann sich die Frage stellen, ob es sich hier um eine Frühform der Bettflasche handelt.

Glockenkanne und -flasche waren rund um den Bodensee verbreitet, vereinzelt wurden sie auch in Glarus, Schwyz, in Unterwalden und Zofingen hergestellt. Die meisten sind

im Innern mit Bodenrosetten versehen. Über den Grund dafür ist schon viel gerätselt worden. Fest steht, dass die Kannenleibe über dem Dorn der Drehbank geglättet und poliert wurden. Der Dorn lief durch den ganzen Leib. Während beim Einguss kein Problem vorlag, musste im Boden ein Loch für den Dorn offengelassen werden. Erst zuletzt schloss der Meister dieses mit einer Bodenrosette.

Neben den Glockenwaren auch die *Prismenkannen* aktuell. Oft trugen sie reichen Gravierschmuck und wie die Glockenkannen auf der rechten Seite ein aufgelöstes Schild, meist mit gravierten Besitzerwappen, Initialen und Jahrzahlen. Analog zur Glockenflasche gab es auch eine *Prismenflasche*. Prismenkanne und -flasche fan-

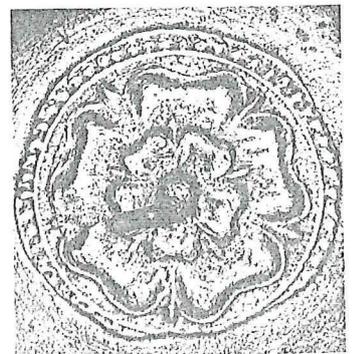


*Schnabelstitze von Hans Heinrich Bossard, Zürich, zweite Hälfte 18. Jahrhundert.*

den in der Nordostschweiz ihre grösste Verbreitung. Weil Prismenkannen nicht auf der Drehbank feingearbeitet wurden, fehlen ihnen mit wenigen Ausnahmen (den Prismenkannen aus Elgg und Chur) die Bodenrosetten.

Sehr verbreitet war die *Stitze*. Ostschweizer Stücke zeichnen sich durch den eleganten Leib aus, der sich zur Mündung hin leicht verjüngt. Einzelne sind mit einem flachen, herzförmigen, andere mit einem gewölbten Deckel, der auch den angelöteten Ausguss eindeckt, abgeschlossen. Die Deckel sind scharniert und mit einem geschweiften Daumendrucker versehen. Allen Stitzen ist ein geschweifeter, geschlossener Henkel eigen. Bei den meisten findet sich im Innern eine Bodenrosette. Zürcher Exemplare weisen häufig gra-

viertes Blumen- und Rankenwerk auf. Im Gegensatz zu den deutschen Fabrikaten hat keine der schweizerischen Stitzen eine Bodenrandleiste oder angelötete Standfüsschen.



*Bodenrosette von Hans Jakob Steiner, Zürich, zweite Hälfte 17. Jahrhundert.*

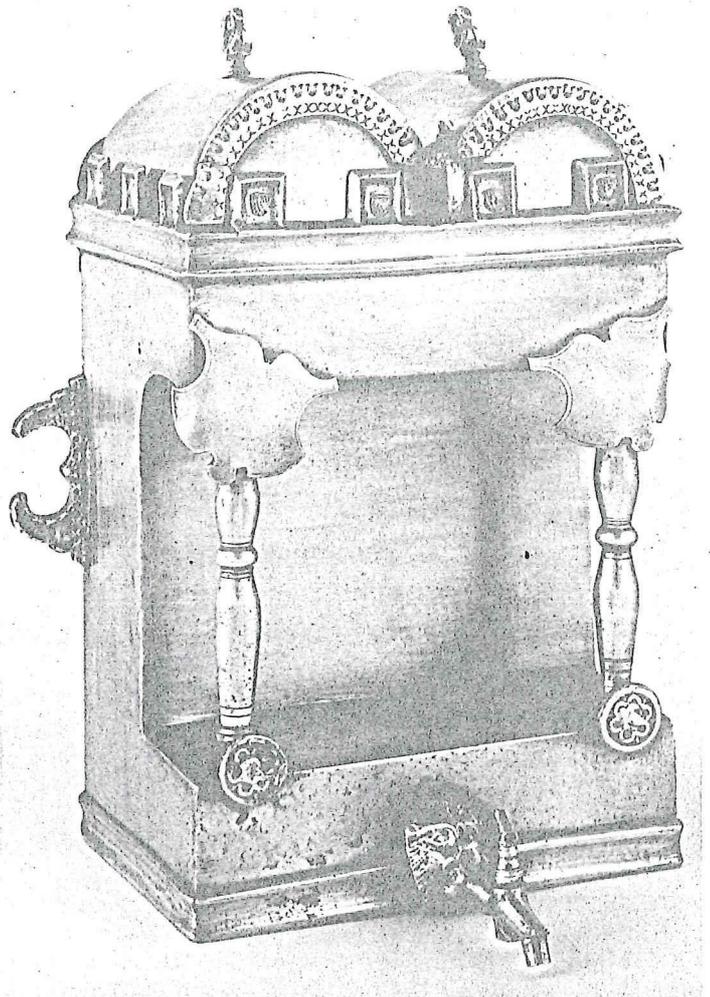


Humpen von Hektor Reutiner, St. Gallen, um 1700.

Vom Sammler besonders gesucht sind die schmucken Humpen. Der Leib hat eine zylindrische Form und ruht auf einem gewulsteten Standring. Der scharnierte Klappdeckel ist stets gewölbt und

mit Knauf und Daumendrücker ausgerüstet. Der Henkel entspricht jenem der Stitze. Praktisch alle Exemplare sind mit reichem, graviertem Blüten- und Blattschmuck versehen. Nur in wenigen Humpen finden sich Bodenrosetten. Eine besondere Form stellte im 17. Jahrhundert Hans Schmid in Eglisau her. Seine Humpen besaßen eine ähnliche Leibform wie die Stitzen; leicht geschweift; der gewulstete Standring fehlte. In Zürich und St. Gallen waren die Humpen am beliebtesten.

An jedem Ostschweizerischen Buffet befand sich in einer besonderen Nische ein Giessfass. Im 17. Jahrhundert besaß es prismatische Form mit vorgestellten Säulchen und gewölbtem Deckel. Später wurde es schlichter und wandelte sich zum prismatischen, hochrechteckigen



Giessfass von Hans Leemann, Zürich, um 1600.

Kästchen mit geschrägten Kanten, leicht gewölbtem Deckel, seitlichen Aufhängeösen und in der Mitte unten einem mit Messinghahn regulierbaren Ausguss. Darunter stand ein flachbodiges Zinnbecken mit hochgezogener Rückwand. Seltener waren die eichel- oder pokalförmigen Giessfässer mit langer Ausgussröhre.

Besonders typisch für die Ostschweiz war das sogenannte Sugerli, welches normalerweise an einer Seitenwand des Buffets an einem eisernen Schwenkarm hing. Es besitzt einen zylindrischen Leib, welcher sich oben weit und auf harmonisch gerundeten Schultern einen gewulsteten Klappdeckel mit Knauf trägt. Eine kurze, schräg gestellte, innen bis zum Boden reichende Ausgussröhre gestattet das Was-

sertrinken. Am Leib befinden sich seitlich zwei Ösen in Masken- oder Fratzenform, in welchem ein eiserner, rechtwinklig geknickter, mit einem drehbaren Aufhänger versehener Klapphenkel eingehängt ist. Bodenrosetten kommen vor, da der Leib an der Drehbank bearbeitet wurde. Das Gefäss war für die durstigen Kinder berechnet. An vielen Exemplaren sind noch deutliche «Kauspuren» feststellbar.

Eine ausgesprochene Spezialität bildeten die Relief- und Lappenteller. Es handelte sich um Zierteller, welche ohne Zweifel von Nürnberg, wo die Fabrikation von Relieftellern hochentwickelt war, beeinflusst sind. Der Aufbau ist kreisrund, wobei es Exemplare mit gelapptem Rand gibt. Normalerweise sind die Wappen der dreizehn



Bodenrosette von Heinrich I. Hiller, St. Gallen, um 1750. Die gleiche Rosette wurde auch von Georg Stählin verwendet.



«Sugerli» von Johan Heinrich Peter, Elgg, Anfang 19. Jahrhundert.

Reliefteller von Hans Melchior Müller, Wil/SG, um 1700. Aus der Gussform des Stechers Hans Jakob I. Gessner, Zürich.



eidgenössischen Alten Orte auf den Rand gegossen, aber auch reiches Rankenwerk kommt vor. Im Fond wechseln Wappengruppen mit Szenen aus der Tellengeschichte ab. Je nach Herstellungsort spricht man von St. Galler und Wiler (SG) Tellern.

Bei der einen Serie war Hans Jakob I. Gessner aus Zürich, Münzmeister und bedeutender Medailleur, der Formstecher. Den Ausguss besorgte Hans Melchior Müller in Wil/SG. Die Form der andern Serie mit nämlichem Schmuck stammt aus der Hand des St. Galler Stechers Zacharias Täschler. Er hatte sie für den am selben Ort tätigen Zinggiesser Joachim I. Schirmer hergestellt.

Während alltägliches Gebrauchsgeschirr, wir denken an Platten und Teller, fast überall die gleichen Formen aufwies und lediglich den Modeströmungen folgte, zeigt sich doch in der Ostschweiz eine Sonderform, welche sogar bis in die Inner-schweiz ausstrahlte: Gemeint ist die *Gupfplatte*. Sie ist kreisrund und besitzt einen breiten Rand. Der verhältnismässig tiefe Fond ist in der Mitte

mit einem ausgeprägten, von unten her ausgetriebenen Buckel, dem «Gupf», versehen. Wahrscheinlich handelte es sich dabei um Geschenk- und Gabenstücke. Hinweise darauf sind Schützengabestempel und graviertes, reiches Dekor. Dekor und «Gupf» liessen die Platten kaum zu Essenszwecken verwenden.

Zum Schluss sei noch auf eine Spezialität ostschweizerischen Zinggusses hingewiesen, auf die *Wöchnerinenschüssel* nämlich. Wohl wurden solche auch in der Zentral- und der Nordwestschweiz verwendet, aber alle besaßen regionale Eigenheiten. Sie weisen einen kreisrunden, gedrückten Leib mit zwei flachen Ohrengriffen und mit flachem Boden auf. Im Gegensatz zu den andern Stücken fehlen bei den ostschweizerischen Exemplaren Standfüsschen.

#### Die wichtigsten Giessereien

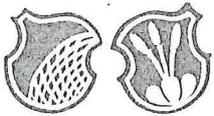
Wenden wir uns den Fabrikationsorten und den Giessereien zu. In alphabetischer Reihenfolge wären als wichtigste zu nennen: Altstätten (Walt), Appenzell (Cane),

Gupfplatte von Joachim I. Schirmer, St. Gallen, zweite Hälfte 17. Jahrhundert.





Giesser- mit Qualitätsmarke von Johannes Kaspar Ziegler, Zürich, um 1800.



Ortshinweis und Giessermarke von Hans Rudolf Körner, Zürich um 1590.



Giesser- mit Qualitätsmarke von Hans Kaspar Hottinger, Zürich, um 1620.



Ortshinweis mit Giessermarke von Hans Rudolf Bosshard, Zürich um 1820.



Giesser- bzw. Qualitätsmarke von Hans Heinrich Bosshard, Zürich, um 1760.



Wöchnerinnenschüssel von Johannes Weber, Zürich, Mitte 18. Jahrhundert.

Bischoffzell (Bridler), Bülach (Engel), Diessenhofen (Becker), Eglisau (Schmid), Elgg (Peter, Trachsler), Ermatingen (Ammann), Frauenfeld (Mörikofer), Hallau (Meier), Gossau/SG (Helfenberger?), Lichtensteig (Steiger), Rapperswil (Reimann), Rheineck (Bösch, Bärlocher), Rorschach (Haim), St. Gallen (Bönger, Girtanner, Glinz, Gmünder, Halder, Hiller, Reutiner, Schirmer, Täschler, Zingg, Zollikofer), Schaffhausen (Abegg, Bäschlin, Höscheler, Hurter, Kolmar, Öchslin, Schalch, Wiedenmann, Wüscher), Steckborn (Basler, Wüger), Stein am Rhein (Etzweiler, Schmid, Schneuli), Weinfelden (Thurnheer, Keller), Wil/SG (Müller), Winterthur (Forrer, Graf, Rieter, Schellenberg, Sulzer), Zürich (Bosshard, Breitinger, Freudweiler, Hamburger, Hottinger, Körner, Lachmund, Manz, Mueg, Schaufelberger, Schinz, Sommerauer, Steiner, Waser, Weber, Wirz und Ziegler). Heute noch blüht das Handwerk in Frauenfeld (Blaser) und Zürich (Braumandl und Rappold, beide in der dritten Generation).

Wenn wir von regionaler Eigenständigkeit sprechen, so lässt sich diese aber nicht nur allein an der äusseren Beschaffenheit der Gegenstände, sondern in weitem Masse auch an der Art der Zinnmarken erkennen. So zeigt die Nordostschweiz anfänglich das heraldische Schild, das heisst das Schild mit dem Stadt- und dem Familienwappen. Fürs 16. Jahrhundert gilt fast durchwegs die halbrunde Schildform. Im 17. Jahrhundert ist die barocke Form besonders kraftvoll ausgebildet.

Auch an den Qualitätsmarken und an den Bodenrosetten sind ostschweizerische Stücke allzeit zu erkennen. Man denke etwa an die Posauenengel der Hillerschen Produkte oder an die mit dem aufrecht schreitenden Bären gezierten Bodenrosetten vieler Produkte der Fels, Girtanner, Glinz, Hiller, Reutiner, Schirmer, Stähelin und Zingg. Im 16. und 17. Jahrhundert war der Hammer unter Krone als Gütezeichen normal. Im 18. Jahrhundert erschien die Engelmarke kombiniert mit der variierten Bezeichnung «Fein Englis Zin», «Engels Plok Tin», «Fein Zinn»,

«Etain Fin», «Probzinn» usw. Wie viele verschiedene Punzen von ein und demselben Meister bisweilen verwendet wurden, kann am besten am Beispiel von Andreas I. Wirz in Zürich (1703-1792) verdeutlicht werden. Es waren vier Giessermarken, drei Ortshinweise, sechs Giessermarken mit Ortshinweisen, drei Giessermarken mit Qualitätszeichen und sechs Bodenrosetten, also 16 verschiedene Punzen und sechs Rosettenmodel.

Zinn-Restaurierung  
Expertisen



**MAX HEDIGER**  
Zinngiessermeister  
Glärnischstrasse 48 D  
8712 Stäfa

Tel. Privat: 01/926 36 96  
Tel. Atelier: 01/47 33 21

## Die Zinngiesser der Westschweiz

*Nach der Region Ostschweiz, in der die dominierenden Schweizer Zinngiessereien angesiedelt waren, berichtet Dr. Hugo Schneider im dritten Teil seiner Serie über die Zinnproduktion in der Westschweiz und stellt die wichtigsten Typen vor, die von den Giessereien der Kantone Jura, Neuenburg, Genf, Waadt und Wallis hervorgebracht wurden.*

Den entscheidenden Impuls für die Entwicklung des Zinngiesserhandwerks erhielt die Westschweiz durch die Einwanderung der Glaubensflüchtlinge aus Frankreich in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Die Grosszahl kam aus der Region Lyon. Aus dieser Zeit stammen im Westen unseres Landes auch die ersten Verordnungen über die Verbreitung von Zinn, über Proben und Marken.

---

VON DR. HUGO SCHNEIDER

---

Die Qualität der Objekte war hervorragend. Es scheint, als ob sich Genf zu einem eigentlichen Zentrum entwickelt habe, von dem aus das umliegende Gebiet, Neuenburg, Hochburgund, Savoyen, Wallis und die Waadt, nicht nur beliefert, sondern auch in der Formgebung stark beeinflusst worden sei. Die Kannenformen belegen mit aller Deutlichkeit diese Annahme.

### *Die wichtigsten Kannenformen*

Im wesentlichen lassen sich folgende Grundtypen von Kannen unterscheiden:

*Typ 1:* Auf einem kurzen, ziemlich ausladenden, gewulsteten Fuss sitzt der leicht gedrückte, halbkugelige Leib. Aus ihm steigt der zylinderförmige, leicht geschweifte

Hals auf. Er besitzt in der Mitte immer einen Wulstring. Die Mündung ist trompetenförmig geweitet und auf der Vorderseite zu einer Lippe zusammengedrückt, so dass ein guter Ausguss entsteht.

Der stets herzförmige Deckel, mit einem Steg verstärkt, läuft in einem mehrfachen Scharnier und ragt rundum etwas über die Mündung hinaus. Der Daumendrücker wird von zwei auseinanderstehenden Früchten (Eicheln, Feigen usw.) oder Widerköpfen gebildet. Ein vom Scharnier her zurückgebogenes und gerade zum Leib verlaufendes und dort verlötetes Band dient als Traghaken. Sammler nennen diesen Typ *Bauchkanne*. Die ältesten Stücke dieses Typs lassen sich in Genf nachweisen. Dann wanderte die Form dem Genfersee entlang und verbreitete sich im ganzen Wallis.

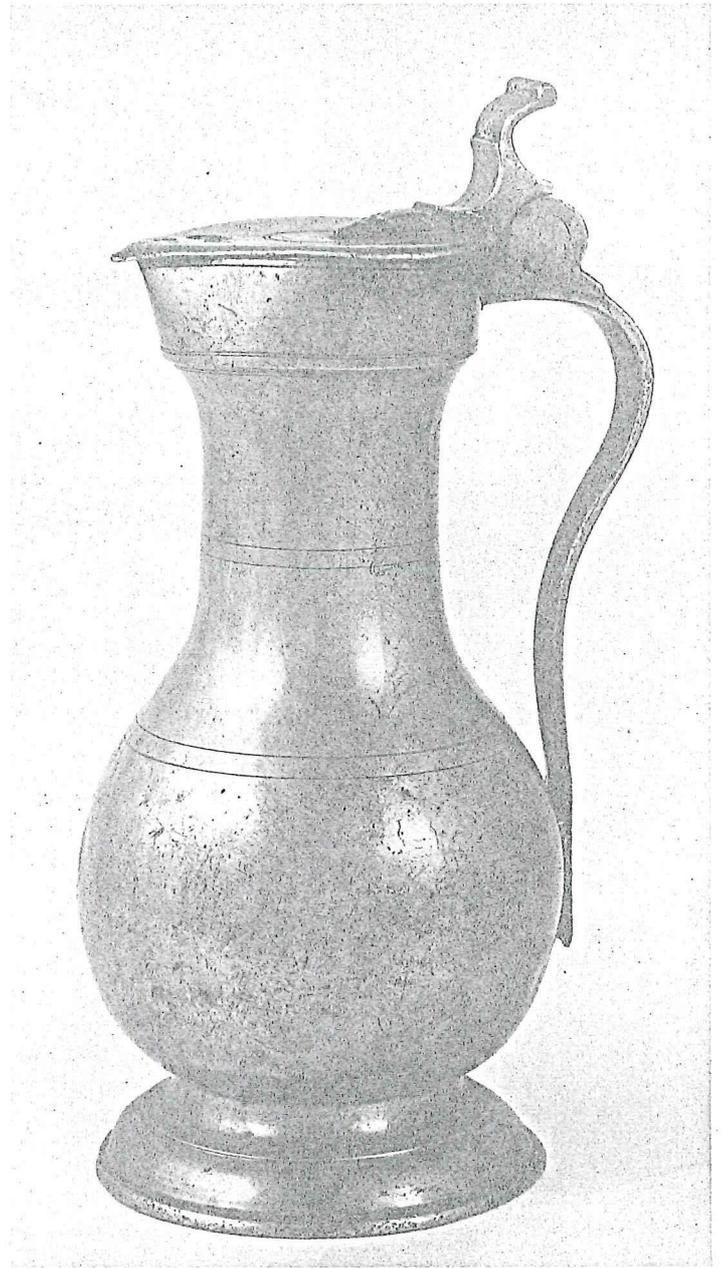
*Typ 2:* Er ist dem vorherigen stark verwandt. Der Leib ist aber kugelig, mit leichten Zierrillen versehen und nicht gedrückt. Der Hals ist schlanker geformt. Der Ringwulst in der Mitte erscheint nur noch selten. Der flache Deckel besitzt die gleiche Form wie jener von Typ 1 und ist ebenfalls mit einem Steg versteift. Aus diesem Steg steigt als Daumendrücker jedoch nicht eine zweifache Frucht, sondern ein geschweiftes Band auf, das hie und da mit Maskarons versehen ist. Der Henkel ist nicht mehr gerade, son-



*Bügelkanne von Jean Antoine Charton, Genf, um 1700.*



Bauchkanne von Pierre I. Roze, zweite Hälfte 17. Jahrhundert.



Kürbiskanne von Jean Jacques Châtelain, Neuenburg, 1. Drittel 18. Jh.

dem ausgebuchtet und mit einem Knick versehen. Diese Kürbiskanne war in Neuenburg sehr verbreitet. Ihre Heimat ist aber ursprünglich in Bern zu suchen.

Typ 3: Der Leib ist in der Form einer umgekehrten Tulpe, eines Kelches, gestaltet. Anstelle eines Fusses befindet sich eine angelötete Standleiste. Hals, Mündung und Ausguss, Klappdeckel und Henkel sind dagegen gleich wie bei Typ 1. Ein spezieller Dekor fehlt.

Die Heimat dieser Kelchkanne ist Genf. Ihre Verbreitung reichte aber von Genf bis weit in die Waadt, nach Lau-

sanne und Vevey. Man spricht deshalb heute von der Waadtländerform. Auch im Wallis lässt sich dieser Typ in einzelnen Exemplaren feststellen. Die Vermutung liegt nahe, Genfer- und Waadtländergiesser hätten die Ware markenlos angeliefert, und die Walliser Giesser, welche gleichzeitig als Händler auftraten, hätten im nachhinein ihre eigenen Zeichen eingeschlagen.

Typ 4: Hier handelt es sich meist um sehr grosse Kannen, während bei den Typen 1-3 verschiedene Grössen von wenigen Dezilitern bis zu mehreren Litern Inhalt, in

Gebrauch waren. Der Leib des Typs 4 ist oft 4-, 5-, 6-, 8- oder 9kantig, wobei er sich gegen den Hals hin gleichmässig oder glockenförmig verjüngt. Der Hals besitzt Zylinderform mit einem Ringwulst in der Mitte. Die Mündung erweitert sich trompetenförmig und ist vorne zu einer Ausgusslippe zusammengedrückt. Der Deckel zeigt flache Herzform, läuft im Scharnier, und die Daumendrucker sind jenen der Typen 1 und 3 verwandt. Deckelknäufe in Form von Widderköpfen sind häufig. Da der rückwärtige, geschweifte Traghenkel bei der-

massen schweren Kannen nicht genügt, ist meist noch ein an zwei seitlichen Zapfen laufender eiserner Tragbügel angebracht. Sie wird deshalb *Bügelkanne* genannt.

Die ältesten Exemplare dieser Kanne stammen aus Genfer Werkstätten. Hernach breitete sich diese Form seeaufwärts aus, wurde auch in Vevey produziert, und seit dem 18. Jahrhundert erfreute sich dieser Typ auch im Wallis grösster Beliebtheit. Hier traten an Stelle der Bügel meist Ketten und zwar in jener Form, wie sie bei Bauchkannen (Typ 1) öfters anzutreffen ist. Die Verwendung von

Ketten an diesen kantigen Kannen ist neueren Datums. Sie findet sich auch als Zutat jüngerer Zeit an älteren Kannen, was jedoch falsch ist und die Originale im Wert mindert. Wer einmal eine grosse gefüllte Weinkanne an einer Kette trägt, merkt sofort, wie unpraktisch diese Neuerung ist.

*Typ 5:* Haben wir bis jetzt nachweisen können, dass alle bis anhin als klassische Waadtländer- oder Walliserkannen bezeichneten Objekte eigentlich genferischen Ursprungs sind und als «Eingewanderte» zu bezeichnen wären, auch wenn sie in der «neuen Heimat» gegossen worden sind, so ist uns doch die Möglichkeit gegeben, eine *klassische Walliser Form* zu präsentieren. Sie lässt sich im Wallis bis ins 16. Jahrhundert zurückverfolgen und wurde in der schlichten Form weder in der Waadt noch in Genf je heimisch.

Formal ist dieser Typ am ehesten den deutschschweizerischen Stützen verwandt. Der fusslos, unten gerade abgeschnittene, mit einer angelöteten Leiste versehene Leib ist zylindrisch, verjüngt sich aber nach oben leicht, um dann wieder in eine trompetenförmig geweitete Mündung auszulaufen. Durch beidseitiges Eindrücken ist der Rand auf der Vorderseite zum lippenförmigen Ausguss gestaltet. Der Deckel entspricht jenem aller vorher dargestellten welschen Typen. Traghenkel und Daumendrucker sind gleich wie bei Typ 3. Obwohl diese Kanne durch ihre Schlichtheit einen besonderen Reiz ausstrahlt, wird sie nur noch selten hergestellt.

*Typ 6:* Wir meinen damit eine *massartige Kanne*, welche unseres Wissens nur in Neuenburg heimisch war. Der Körper ist zylindrisch, verjüngt sich wie ein Stützenleib nach oben, zeigt im oberen Drittel eine starke Einschnürung und verfügt über einen angelöteten Standring. Der herzförmige Deckel ist in der üblich flachen Form gehalten, hat einen Versteifungssteg und



*Kelchkanne von André Utin, Vevey, Mitte 18. Jahrhundert.*

einen geschweiften Daumendrucker über dem Mehrfachscharnier.

Natürlich wurden auch Gefässarten gegossen, welche ebenso an andern Orten der Schweiz heimisch waren. Wir erwähnen etwa die klassische

bernische Stegkanne. Dass diese Form in der Waadt nicht nur verwendet, sondern sogar hergestellt wurde, kann nicht erstaunen, wenn man bedenkt, dass die Waadt bis 1798 zum bernischen Herrschaftsbereich gehört hat.

#### *Die wichtigsten Zinngiesserfamilien*

Werfen wir einen Blick auf die verschiedenen Produktionsorte und die wichtigsten Zinngiesserfamilien: Brig (Furrer, Kemy), Delsberg

(Keck), Genf (Boisdechesne, Bourrelrier, Charton, Classen, Constançon, Delafontaine, François, Jacob, Lacombe, Morel, Paul, Royaume, Roze, Valin), Lausanne (Goldner, Lacombe, Reuchlin), Lenk (Possa), Martigny (Variolly), Monthey (Rey), Neuenburg (Bonhôte, Bonvespre, Boyve, Châtelain, Moriggi, Perrin, Thonnet, Wattel), Orbe (Goldner), Pruntrut (Keck), Sitten (Alvazzi, Castel), Vevey (Angelin, Goldner, Magnin, Moriggi, Utin), Visp (Bianca, Maciago), Yverdon (Michod).

Dazu ist generell festzuhalten, dass wir für Genf, wie bereits erwähnt, eine starke Einwanderung von Zinngießern, die aus Glaubensgründen Frankreich verlassen mussten, errechnen können.

Im 16. Jahrhundert waren es mindestens vierzig und im 17. Jahrhundert kamen weitere sechs dazu. Zu ihnen gehörten berühmte Zinngiesserfamilien, wie die Boisdechesne, Bourrelrier, Charton, Constançon und Delafontaine. Der erste Charton, Etienne, ist 1572 dokumentiert. Fünf weitere Generationen mit neun Vertretern waren bis 1799 als erfolgreiche Zinngiesser tätig.

Im Wallis arbeiteten mehrere Giesser, die aus Italien stammten, ursprünglich als Händler, immer wieder aus dem Val d'Ossola über den Simplon kamen und sich dann nach Jahren bei uns niederliessen. Dazu sind die Bianca, Borglino, Maciago, Bossa und Variolly zu zählen. Das klassische Beispiel bildet die Giesserdynastie Maciago-Bianca.

Als fahrender Zinngiesser war der aus Bognanco im Val d'Ossola stammende Lorenzo Maria Maciago seit dem vierten Viertel des 18. Jahrhunderts vor allem in Visp tätig. Auch die beiden Söhne Pietro Giuseppe d.Ä. und Paolo Giuseppe führten die Tradition der fahrenden Zinngiesser fort und arbeiteten ebenfalls vorwiegend in Visp.

Pietro Giuseppe hatte zwei Kinder, Giuseppe d.J. und Teresa Domenica Maria. Das Mädchen heiratete den neun

Jahre jüngeren, aus demselben Dorf stammenden Lorenzo d.Ä. della Bianca, der ebenfalls als fahrender Giesser seinen Lebensunterhalt verdiente. Es scheint, dass sein Sohn, Lorenzo d.J. zu Ende des letzten Jahrhunderts in Visp ansässig wurde. Sein Sohn Louis della Bianca betrieb die Werkstatt bis 1980.

Eine weitere interessante Dynastie ist jene der Moriggi aus Brissago. Paul und Sohn Domenico arbeiteten ab ca. 1820 an verschiedenen Orten der Ostschweiz sowie im Berner und Neuenburger Jura.

Domenico, der 1835 in Neuenburg in die Zunft eingetreten war, besass zwei Söhne, Achille und Charles I., welche ebenfalls das väterliche Handwerk weiter pflegten, besonders nachdem

Achille die Lehre beim Vater bestanden hatte. Achille wurde in Neuenburg sesshaft und trat dort 1858 ins Bürgerrecht. Charles I. arbeitete anfänglich ebenfalls in Neuenburg, wechselte aber 1869 nach Vevey. Der Sohn, Charles II., übernahm 1905 das väterliche Geschäft. Von ihm ging es wiederum an seinen Sohn Louis Charles, und heute befindet es sich in den Händen von Dominique II (Domenico) Moriggi, der ab 1972 mit dem Vater Louis Charles zusammenarbeitete.

#### Marken

Im Markenbereich lassen sich gewisse Eigenheiten feststellen. Während bei Kannen der Ost- und Nordwest-

schweiz die Meister ihre Marken mehrheitlich auf den Henkeln anbrachten, finden wir diese auf Kannen der Westschweiz und des Wallis fast durchwegs auf dem Deckel eingeschlagen. Dies ist verständlich, denn am besten eignete sich eine absolut flache Stelle, weil bei der Markierung Schlagfläche der Punze und Unterlage möglichst parallel zueinander verlaufen sollten. Eine Neigung der Punze um wenige Grade verursachte ein rudimentäres Bild. Somit war für Marken der herzförmige, flache Deckel der Bauch-, Kürbis-, Kelch-, alten Walliser- und Neuenburgerkannen der geeignete Ort.

Die Meistermarken und die Ortshinweise zeigten normalerweise nicht die klassischen heraldischen Schildformen der deutschsprachigen Schweiz. Die kreisrunde oder ovale Marke (vertikal oder horizontal gerichtet) hatten den Vorrang. Wenige Ausnahmen gab es bei Ortshinweisen von Genf und Wallis. Normalerweise befand sich im runden Schild nicht das Giesserwappen, sondern des Meisters Name.

Bei den Neuenburgerstücken war das Wappentier, der Adler, mit dem gepaarten Herzschild entweder im Zentrum der mit rundumlaufendem Namenszug versehenen Giessermarke oder in separatem Rundschild eingeschlagen. Im Wallis bestanden praktisch alle Giessermarken aus Rundschilden mit Giessernamen oder Initialen in Perlkranz. Zusätzliche Wappenschilder sind uns nur auf den Gegenständen der Giesserei Maciago bekannt geworden.

Zu den Qualitätsmarken ist festzuhalten, dass in Genf u. a. 1557 und 1609 genaue Verordnungen erlassen worden waren. Das gleiche galt 1720 für Vevey und 1773 für Lausanne. Wenn demnach dortige Gegenstände dem ungefähren Gehalt (Legierung) entsprachen, wurde die betreffende Jahrzahl samt dem Giesserstempel eingeschlagen, und als Zeichen der Genauigkeit hatte der Meister in



Walliserkanne von Pier Antoin Simaval, Mitte 18. Jahrhundert.



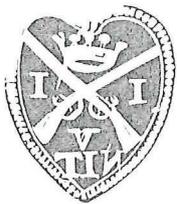
Giesser- und Qualitätsmarke von Frédéric Reuchlin, Lausanne, um 1780.



Bodenrosette, auf Objekt von Joan Storno 1751, von mehreren Gießern verwendet.



Giessermarke von Lorenzo (Maria) Maciago, Visp, um 1780.



Schützengabenstempel von Jean-Jacques und Pierre André Utin, Vevey, um 1780. Wurde auch von David Angelin in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts und von Louis Goldner, Mitte des 19. Jahrhunderts, (beide in Vevey) übernommen.



Giesser- und Qualitätsmarke von Jean-Antoine Charton, Genf, um 1700.



Kantonaler Eichstempel, Wallis, auf Objekt von Joseph Castel, Sitten, um 1825.



Giesser- und Ortshinweismarke von Louis I. Perin, Neuenburg, um 1780.



Giesser- und Qualitätsmarke von Etienne Magnin, Vevey, um 1720.



Eichstempel, Wallis, datiert 1722.



Neuenburgerkanne, Mitte 18. Jahrhundert, von Charles Thonnet.

seiner Punze auch das «C» für «Etain commun» zu führen. Für speziell reines Zinn fügte der Giesser jeweilen noch den Gehaltstempel, das «F» bei. Auf modernen welschen und Walliser Zinnbeschirren ist dieses «F» immer noch anzutreffen. Es sagt aber nichts mehr über die Feinheit aus, sondern wird lediglich einem alten Brauch gemäss noch eingeschlagen.

Der seit dem ersten Drittel des 17. Jahrhunderts in der Schweiz als Qualitätsmarke auftretende Giesserhammer fand nur in Neuenburg, Vevey und insbesondere im Wallis Verwendung. Die Rose führten lediglich Meister in Neuenburg und im Wallis. Die im Norden unseres Landes so beliebte Engelmarke fand bei wenigen Meistern in Vevey Aufnahme.

Ein letztes Wort ist zu dem auf Weinkannen immer wiederkehrenden Walliserstempel zu sagen. Bei den wenigsten handelt es sich um Ortshinweise. Die meisten sind Eichzeichen auf Weinkannen. In vorrevolutionärer Zeit weisen sie eine Jahrzahl, das Eichdatum mit den sieben Sternen als Zeichen der sieben Zehnden auf. Jene des 19. Jahrhunderts verfügen über die dreizehn Sterne (13 Bezirke, seit 1815). Die modernen Stempel mit Tingierung (Farbangabe) sind eine Art Regionshinweise.

Bei den Schützengabenstempeln kamen meist die gekreuzten Gewehre und Stutzer, von Ranken, Palmwedeln oder Weinlaub begleitet, vor. Bodenrosetten waren selten. Unseres Wissens gab es nur bei den Bauch- und den Bügelkannen, sofern sie im Wallis entstanden waren, Bodenrosetten. Es handelte sich dabei aber nicht um Rosen, sondern um einfache oder doppelte Lilien in Perlkranz. ■

## Von Basel bis Luzern und Chur

Die Kürbiskanne, die Stegkanne und die Bulge waren wesentliche Typen der Berner Produktion, die Rundel war in Basel vielgefragt.

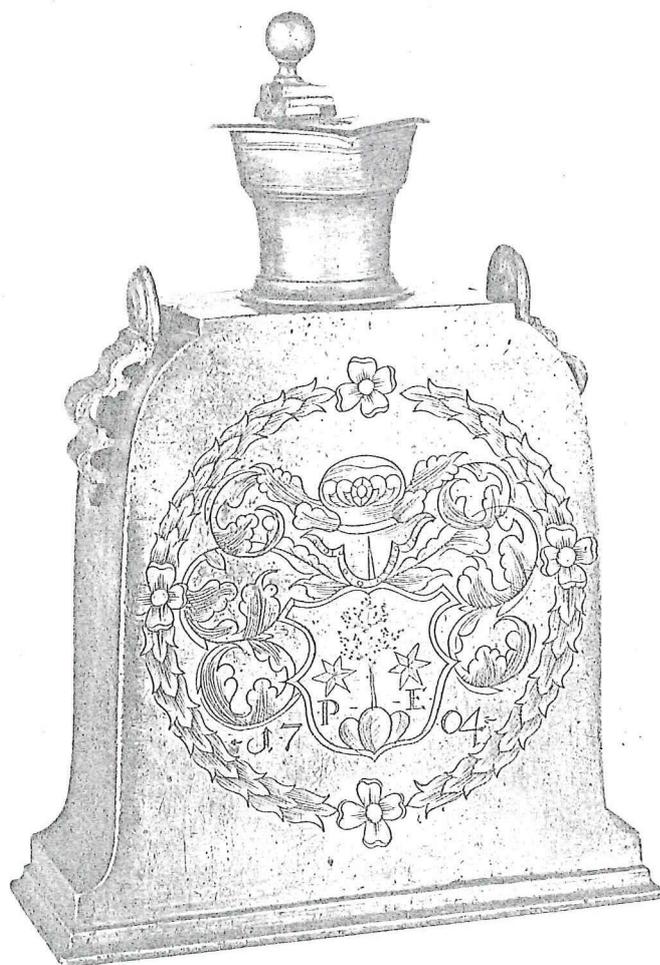
Die Kürbiskanne haben wir bereits im Artikel über Westschweizer Zinn vorgestellt. Ganz enorm verbreitet war als täglicher Gebrauchsgegenstand und ebenso als Schützengabe die *Stegkanne*. Sie entwickelte sich aus der Kürbiskanne. Leib, Fuss und Henkel waren identisch lediglich Ausguss und Deckel wurden abgeändert: Aus dem Leib läuft eine mehrkantige, gerade, lange, ziemlich dünne Ausgussröhre mit Klappdeckel als Abschluss. Um ihr die nötige Stabilität zu verleihen, ist sie durch einen Steg mit dem trichterartig erweiterten Hals verbunden. Dieser Steg hat oft die Form eines gepufften Armes, dessen Faust die Ausgussröhre umschliesst. Anstelle des flachen Deckels der einfachen Kürbiskanne ist jener der Stegkanne barock gewölbt und mit einem Knauf in Eichel-, gestufter Scheiben- oder Mohrenkopfform geschmückt. Der Drücker an der Scharnierung besitzt meist die Gestalt einer Palmette.

VON DR. HUGO SCHNEIDER

Diese Kanne fand Verbreitung im Berner Oberland, aber auch in einzelnen Werkstätten von Lausanne, Vevey, Zofingen, Aarau, und selbst in Bulle wurde sie hergestellt. Jene für den täglichen Gebrauch weisen ab Leib häufig gravierten Blumen- und Blattdekor auf, wogegen auf den Schützengaben meist Donator und Gewinner namentlich vermerkt sind.

*Bulgen* sind schwere Vierkantkannen mit ausladenden gestuften Standflächen und ge-

*Nach den bisher besprochenen Regionen bleiben die Nordwestschweiz, das Mittelland, die Inner- und die Südostschweiz. Als Zentren und gleichzeitig grösste Produktionsorte spielten Bern und Basel im Zinngiesserhandwerk dieser weitgesteckten Region eine wichtige Rolle. Hier waren auch in eigenen Werkstätten entwickelte Kannentypen besonders häufig.*



*Bulge. Arbeit von Johann Rudolf Grütter, Bern, Anfang 18. Jahrhundert. Unbekanntes Wappen, Initialen «PE» und 1704.*

rundeten Schultern. Ein kurzer Hals mit ausgebuchtetem Ausguss, herzförmigem, flachem scharniertem Deckel und band- oder kugelförmigem Drücker ist oben aufgesetzt. Getragen werden diese Kannen an einem schweren, eisernen an den Schulterösen verankerten Klapphenkel.

Die glatten Vor- und Rückseiten sind häufig mit Blüten und Blattwerk, mit Besitzerwappen und Entstehungsdaten geschmückt. Bulgen fanden häufig als Abendmahlkannen Verwendung und waren vor allem in der Region Bern und im Seeland verbreitet.

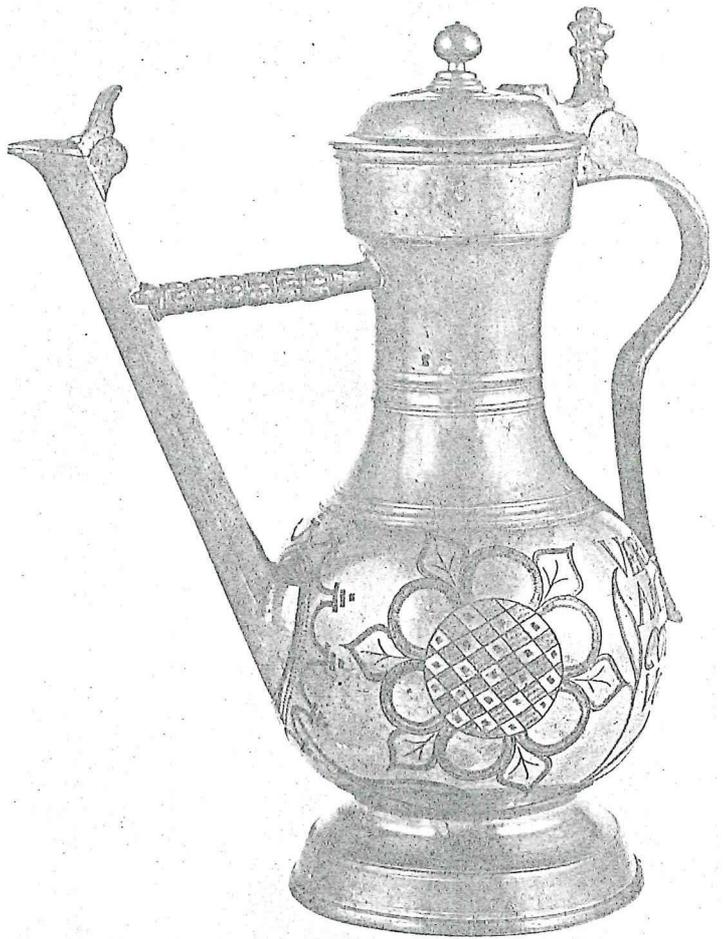
Die *Rundele* wird durch den birnförmigen Leib charakterisiert, der ohne Schaft auf einem breiten, gewuchteten Standring aufgesetzt ist. Als Ausguss dient ein ausgeprägter, gewulsteter Schnabel, der zusammen mit der Öffnung von einem gewölbten Deckel, mit einem Drücker versehen, abgeschlossen wird. Die Scharnierung sitzt auf einem s-förmig geschweiften Bandhenkel. Rundeln stammen vorwiegend aus Basler Werkstätten.

Auch in Freiburg gab es typische Krugformen, die *Freiburger Stützen*. Der Leib ist charakteristisch: Er steigt auf Dreiviertel der Höhe kegelförmig an und setzt sich dann zylindrisch fort, wobei der Rand vorne zu einem Ausguss leicht zusammengedrückt ist. Ein flacher, herzförmiger, scharnierter Deckel mit kurzem Steg und Drücker schliesst den Leib oben ab. Getragen wird das Gefäss an einem rückwärtigen, halbkreisförmig ausgebuchteten, geschlossenen Bandhenkel.

In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts fabrizierten zudem in Freiburg tätige Meister sechs oder achteckige, sich nach oben gleichmässig ver-



Bügelkanne, Ratskanne von Baar, Arbeit von Hans Peter Vogt, Zug, Ende 16. Jahrhundert.



Stegkanne, Schützengabe. Arbeit von Ludwig Roder, Bern, 2. Hälfte 18. Jahrhundert.

jüngende Kannen mit angelötetem Schnabel, leicht gewölbtem, scharniertem Deckel mit Knauf und Drücker. Ein halb-eisförmiger Bandhenkel erleichterte die Handhabung.

In Solothurn und Zofingen entstanden die prachtvollen *Bartmannstitzen*. Es handelte sich formal um Schnabelstitzen, bei denen der Ausguss mit einem bärtigen Männergesicht geschmückt war. Die Kannen sind dermassen gleich gestaltet, dass zweifelsohne direkteste Beziehungen zwischen den Werkstätten beider Städte bestanden haben müssen.

Beobachtet man die Produkte der Innerschweiz, so fällt auf, dass viele Zinnformen auch anderswo in unserem Land zu finden sind. Wir denken an Glocken- und Prismenkannen und Stitzen. Dies wird jedoch verständlich, wenn man

bedenkt, dass die Beziehungen zu den drei bedeutenden Zinnzentren Bern, Basel und Zürich sehr gross waren. So gelangten von dort durch Händler umfangreiche Bestände in die Urschweiz und erhielten erst hier die entsprechenden Kontrollstempel. Basler Ware aus den Werkstätten Übelin und Streckeisen mit eingeschlagenem Uristier belegt diese Annahme.

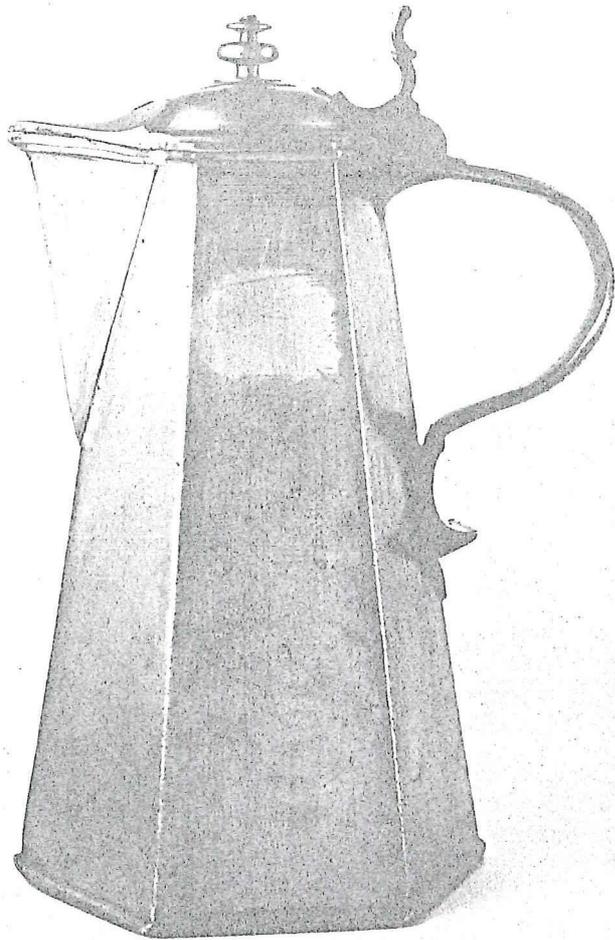
Aber auch auf der Wanderschaft kamen Zuger, Luzerner und Schwyzer Giesser mit den bedeutenden Meistern unseres Landes in Kontakt und lernten dort nicht nur das rein Technische, sondern empfangen mancherlei Förderung in ihrem kunsthandwerklichen Empfinden. In diesem Zusammenhang dürfen wir denn auch auf eine Spezialität hinweisen: Bis weit ins 19. Jahrhundert

gab es noch lange nicht in jedem Haushalt fließendes Wasser. So war dem im Buffet eingestellten Giessfass mit zugehörigem Handbecken besondere Bedeutung beigemessen.

Während andernorts diese Giessfässer vorwiegend Kastenform verschiedener Ausführung besaßen, hingen in den Buffettischen der Zentralschweiz meist kugelige oder delphinförmige. Die kugeligen Giessfässer besaßen entweder an den Seiten oder auf dem mit Bajonettverschluss gesicherten Deckel angelötete Blätter oder Flügel. Unten lief nach vorne eine dünne Ausgussröhre, vielfach mit Delphinmündung.

Besonders reizvoll waren jedoch die vertikal gestellten *Delphingiessfässer*. Die Fischleiber waren gewunden, hinter der aufgestellten Schwanzflos-

se befand sich der Einguss. Die Rücken- und Schwanzflossen waren bei den kostbaren Stücken in Bronze gearbeitet. Eingesetzte Glasaugen starrten über das geöffnete Maul, in dem die Ausgussröhre mit Regulierhahn steckte. Bei den allerwenigsten Kugel- oder Delphingiessfässern findet sich eine Meister- oder Ortshinweismarke. Die geographische Beschränkung und auch schriftliche Dokumente deuten jedoch auf Werkstätten in Luzern und Zug hin. Da beide Typen formschön und dekorativ sind, lockten sie schon früh den Sammler, und das Fehlen von Giessermarken erleichterte dem Gewinn riechenden Fälscher das Geschäft. So sind seit über hundert Jahren solche Nachahmungen auf dem Markt, bei denen der Echtheitsnachweis auch dem ge-



Freiburger Schnabelstutze eines unbekanntens Meisters «FB», Freiburg, 18. Jahrhundert.



Bartmannstutze, Arbeit von Johann Friedrich Lang, Zofingen, Mitte 18. Jahrhundert.

wiegten Kenner der Materie sehr oft schwer fällt.

Es lohnt sich, auch einen Blick auf die Südostschweiz zu werfen. Unter dem Bündner Zinn sind heute beim Sammler besonders die *Quartkanne* und die Churer *Kranzkanne* beliebt. Bei beiden handelt es sich um Prismenkanne mit Schraubdeckel, Ringhenkel und Ausgussröhre. Quartkanne nannte man in Chur die alte Mass (1,8 Liter) haltende Kanne. Typisch hierfür ist das stets auf der rechten Seite aufgelötete, reich ornamentierte ovale Schild. Dass es sich um eine Weinkanne handelt, belegt die daran hängende Traube.

Die vielbegehrte *Kranzkanne* ist die jüngste der Prismenkanne. Ihr Schöpfer war der 1823 in Chur aus Sachsen zugewanderte Heinrich Wilhelm

Lange. Hier heiratete er die Zinngiesserwitwe Hitz und wurde somit Inhaber dieser Werkstätte. Kranzkanne sind leicht an folgenden Merkmalen zu erkennen: Der sechskantige Leib ist unten stark ausladend und mit einem Akanthusfries versehen. Um die mehrkantige, kurze Ausgussröhre schmiegt sich eine Komposition von Akanthusblättern. Lange schuf zwei Kannen verschiedenen Inhalts, wobei die grössere auf der rechten Seite zusätzlich ein ovales Medaillon trägt, das mit einem von Trauben und Reblaub umrahmten Empire-schild geschmückt ist. Lange hatte anfänglich eine Vorläuferkanne gegossen, welche bereits die gleiche Form besass, aber noch keinen Akanthusfries und kein seitliches Medaillon hatte.

Noch eine Spezialität churerischer Zinnproduktion sei erwähnt: Die gehämmerten *Breitrandplatten*, die nicht aus der Form stammten, sondern aus «Reinzinn» mit dem Hammer getrieben wurden.

Für die Südschweiz sind uns keine bestimmten Gussformen bekannt geworden. Im Tessin und den südlichen Bündnertälern bediente man sich bereits im 19. Jahrhundert des Materials, das von oberitalienischen fahrenden Händlern feilgeboten wurde.

Von schweizerischem Zinn-guss zu reden und Aarau nicht zu erwähnen, wäre unverzeihbar. Wir meinen die Produktion der *Aarauer Zinnfiguren*. Beim dortigen Zinngiesser Martin Beck arbeitete der aus Ostpreussen zugewanderte Geselle Johann Wilhelm Gottschalk. Dieser heiratete 1810

des Meisters Tochter und übernahm dessen Werkstatt. Anstelle von Gebrauchsgeschirr verlegte er sich jedoch vor allem auf die Produktion von Spielzeug und wurde damit der Schöpfer der im 19. Jahrhundert so berühmten Aarauer Zinnfigur. Neben helvetischen und fremden Truppen kamen auch zivile Themen zur Ausführung, so z.B. Trachtenfiguren nach Vorlagen von Franz Niklaus König oder die Serien des grossen Winterfestumzugs in Vevey von 1883.

Wer Erfolg hat, muss auch mit Konkurrenz rechnen. Ein ehemaliger Lehrling Gottschalks, Johann Rudolf Wehrli, eröffnete am selben Ort ein Parallelunternehmen. Neben zivilen Sujets, wie Markt-szenen und Viehherden, spezialisierte er sich auf das Schweizer



Ortshinweis auf Gegenstand von Guèrin Bernard, Freiburg, um 1700.

Giessermarke des Joseph Graff, Solothurn, Qualitätszeichen (Hammer), um 1700.

Giessermarke des Johann Heinrich Petersohn, Bern, mit Qualitätszeichen, um 1770.

«Bodenrosette» (Gekreuzigter) in Kanne von Werner Huber, Luzern, Anfang 17. Jahrhundert.



Kranzkanne. Arbeit von Heinrich Wilhelm Lange, Chur, 1. Hälfte 19. Jahrhundert.

Militär zwischen 1830 und 1870. Die Figuren sind uniformkundlich von grösster Bedeutung. Erst die scharfe Konkurrenz der deutschen Spielzeugfirmen brachte die Zinnfigurenfabrikation, welche in Aarau immer Nebenbeschäftigung gewesen war, zum Erliegen. Dabei ist zu erwähnen, dass die Bemalung der Figuren zu einer eigentlichen Heimindustrie geworden war.

ner, Schallbretter, Schwendimann, Traber), Murten (Fizaula), Nidwalden (Waser), Obwalden (Etti), Schwyz (Städlin, Gamba), Solothurn (Graff, Jaus, Obrist, Schwaller), Tessin (Guggisberg, Respini), Thun (Naffzger), Uri (Stadler), Zofingen (Lang, Laufer, Müller, Rudolf), Zug (Keiser, Müller, Schönbrunner, Vogt).

#### Die wichtigsten Produktionszentren

Wenden wir uns den wichtigsten Produktionszentren und den bedeutendsten Giessern zu: Aarau (Beck, Gottschalk, Wehrl), Basel (Friedrich, Grynaeus, Linder, Schnegg, Scholer, Schreckeisen, Übelin und Wick), Bern (Baumgartner, Engelhart, Ganting, Grütter, Küpfer, Lienhart, Petersohn, Roder, Rütte, Weisbrod, Wyss), Beromünster (Petermann), Biel (Hemmet, Pastori, Witz), Bulle (Bon), Chur (Bauer, Cadenath, Harnist, Hempel, Hitz, Lange), Freiburg (Bernard, Herbst, Klein, Moret, Müller), Glarus (Marti, Spälti, Streiff), Liestal (Senn), Luzern (Glogg-

Zu den ältesten Berner Giessern gehörten die Baumgartner und die Wyss, welche im 16. und 17. Jahrhundert während drei bzw. vier Generationen mit total elf Vertretern diesem Handwerk oblagen. Fast tragisch mutet an, dass uns von der bedeutenden Giesserei Lienhart in Bern aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts keine Objekte bekannt sind. Der erste bekannte Lienhart, Adam, beschäftigte während rund 25 Jahren 2 Lehrlinge und 18 Gesellen, von denen einzelne aus Basel, Solothurn und Zürich, andere aus Breslau, Nürnberg, Stralsund, Ulm und Wien stammten.

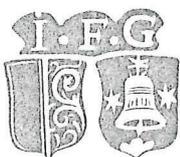
Für die Zentralschweiz ist auf die Firma Traber hinzuweisen, welche im endenden 17. Jahrhundert die prachtvollen Luzerner Ratskannen herstellte.

Giessermarke des (Johann) Franz Gloggner (Sprechendes Wappen und Initialen), Luzern (Krone), zweite Hälfte 18. Jahrhundert.

Giessermarke des Johann Jakob Grynaeus, Basel, mit Ortshinweis und Qualitätszeichen, 1. Hälfte 18. Jahrhundert.

Giessermarke des Johann Rudolf Grütter, Bern, mit Ortshinweis und Qualitätszeichen (Rose, Krone, FIN).

Giessermarke des Wolfgang Leonz Keiser, Zug, mit Ortshinweis und Qualitätszeichen (Rose und Krone), erste Hälfte 18. Jahrhundert.





Bodenrosette von Matthaeus II Bauer, Chur, mit Ortshinweis (Churer Wappen), 2. Hälfte 18. Jh.



Schützengabenstempel auf Objekten von Abraham und Jakob Ganting, Bern 18. Jahrhundert.



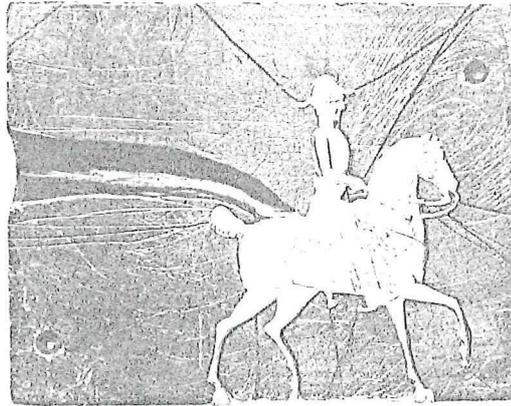
Giessermarke des Mathaeus II. Bauer, Chur, und Ortshinweis, 2. Hälfte 18. Jahrhundert.



Giessermarke des Peter Müller, Freiburg, mit Qualitätszeichen (Hammer), Mitte 18. Jahrhundert.

In Zug waren in bezug auf die Produktionsmenge wohl die Keiser die wichtigsten Giesser. Sieben Meister produzierten im 18. und 19. Jahrhundert Glocken- und Prisenkannen, Stützen, Gupf- und Breitrandplatten in grosser Zahl. Aus ihrer Werkstatt stammen wohl auch mehrere Kugel- und Delphingiessfässer. Joachim Michael Keiser, aus der dritten Generation, schickte seinen Sohn Beat Jakob nach Chur in die Werkstatt von Heinrich Wilhelm Lange. Nach dessen Tod, 1848, ging die Werkstatt in den Besitz Keisers über und bildete eine bedeutende Filiale des Zuger Unternehmens. So kam es, dass Keiser auch in den Besitz von Langes Formen kam und damit auch die berühmten Kranzkannen nachgoss, sie aber mit seinem Zeichen stempelte. Nicht vergessen seien aus der Werkstatt Schönbrunner aus der Mitte des 17. Jahrhunderts die prächtigen Ratskannen von Zug. Jene von Baar tragen die Marke von Hans Peter Vogt und entstanden kurz vor 1600.

Wie bei den Lienhart in Bern verhält es sich bei den Friederich aus Basel. Seit Beginn des 16. Jahrhunderts lassen sich sechs Vertreter dieses Handwerks aus vier Generationen nachweisen. Friedrich Jakob III. bildete zehn Lehrlinge aus, was auf einen grösseren Betrieb hinweist. Ein Erzeugnis aus dieser Werkstatt ist jedoch nicht bekannt. Das meiste heute noch existierende Zinn trägt die Meisterzeichen der aus Lörrach stammenden Grynaeus, der Schnegg, der Scholer, aber insbesondere der Werkstätten Streckeisen, Übelin und Wick, die neben der ei-



genen Region im 18. Jahrhundert in grossem Stil Schwyz und vor allem Uri belieferten.

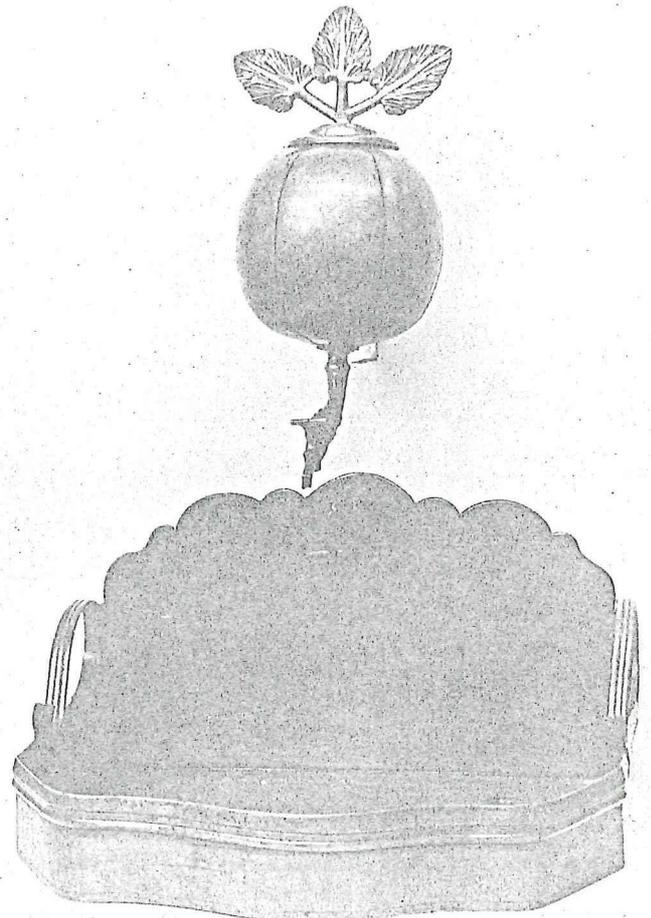
Für Solothurn sei vor allem auf die Werkstätten Graff und Jaus verwiesen, welche sich durch die Produktion von herrlich gravierten Bartmannsitzen einen Namen machten. Sehr ähnliche Stücke gossen in Zofingen die Müller während vier Generationen im 17. Jahrhundert. Hier war aber ohne Zweifel die aus Schaffhausen stammende Familie Rudolf am erfolgreichsten. Von 1600 bis 1780 stellten die Rudolf während fünf Generationen 10 Giesser.

Im Bündnerland konzentrierte sich die Zinngiesserei auf die Stadt Chur, wo der erste Vertreter, der aus Ravensburg stammende Jakob Feyerabend, um 1570 eine Werkstatt eröffnete. Auch sein Nachfolger Christoph I. Hempel stammte ursprünglich aus Lindau am Bodensee. Die bedeutendsten Werkstätten waren jedoch jene der Bauer und Cadenath. Beide Familien eröffneten ihre Giessereien in der Mitte des 17. Jahrhunderts. Die Bauer betrieben das Handwerk während rund 200 Jahren und stellten sechs Giesser. Die Werkstatt der Cade-



Gussform aus Schiefer für eidgenössischen Stabsoffizier zu Pferd. Arbeit von Johann Rudolf Wehrli, Aarau um 1880.

Kugelgiessfass mit Handbecken von Joachim Michael Keiser, Zug, 19. Jahrhundert.



nath endete 1803. Beide Giessereien zeichneten sich durch kunsthandwerklich hochstehende Fabrikate aus, obwohl sie auch viel einfaches Geschirr für den täglichen Gebrauch herstellten und die Hauptlieferanten des Bündnerlandes darstellten.

#### Die Zinnmarken

Es gilt nun noch, einen Blick auf die in der besprochenen Region verwendeten Zinnmarken zu werfen. Berner Giesser verwendeten häufig als Zeichen das schreitende Wappentier und die eigenen Initialen. Nur bei wenigen findet sich das Familienwappen. Spätbarocke Schildformen mit dem Giessernamen und dem Hinweis «FIN CHRISTALIN» sind bei vier Meistern üblich. Qualitätszeichen ist die Engelmarke führend. Die sonst

so beliebte Krone sowie das «F» oder der Hammer lassen sich nur bei wenigen Exemplaren aus dem 17. Jahrhundert nachweisen. Schützengaben zeigen meist zweimal eine Büchse oder sind, wie das Beispiel an den Stegkannen belegt, durch gravierte Hinweise als solche bezeichnet. Bodenrosetten haben äusserst selten Verwendung gefunden.

In der Innerschweiz sind die Meisterzeichen meist mit dem Familienwappen und den entsprechenden Initialen versehen. Dazu reihen sich entweder separat oder im selben Stempel die Ortshinweise. Als Qualitätszeichen herrschen Krone und Rose vor. Engelmarken bilden die Ausnahme. Schützenstempel sind uns kaum bekannt geworden, was bedeutet, dass Schützengaben aus Zinn vom Meister nicht besonders als solche gezeichnet wurden.

Bodenrosetten kommen verhältnismässig häufig vor, wobei bei den Zuger Fabrikaten ein Kontakt mit Zürich unverkennbar ist. Für Luzerner Zinnkannen ist der Begriff «Rosette» insofern unzutreffend, als diese Abschlusscheiben selten die Rosette, sondern meist das Bild des Gekreuzigten aufweisen.

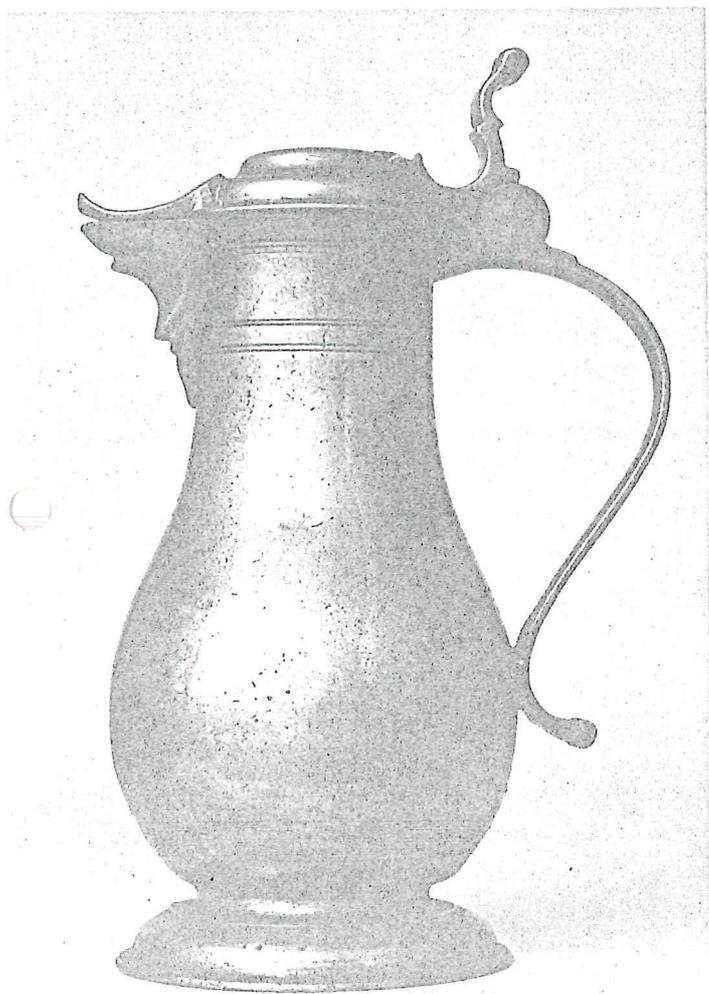
Für freiburgische Erzeugnisse ist bezeichnend, dass die Marken fast ausnahmslos runde oder ovale Form aufweisen. Als Ortshinweis erscheinen durchweg die zwei bzw. drei Türme mit dem Adler. Das Giesserzeichen zeigt im Zentrum den Qualitätshammer, daneben Namen oder Initialen des Giessers. Der Engel als Qualitätszeichen ist selten. Als Schützengabenzeichen erscheint eine stilisierte Steinrossbüchse. Bodenrosetten bilden die Ausnahme.

In Basel findet sich mit we-

nigen Ausnahmen im Zentrum eines Schildes, der von der Qualitätskrone überhöht und von den Giesserinitialen flankierte Bischofsstab. Engelmarken mit Namen oder Initialen des Giessers und dem Qualitätszeichen «TIN» sind in Dreierkombination häufig. Die Bodenrosetten, oft in Anwendung, besitzen die Form der mehrblättrigen Rose.

In Solothurn war die Verwendung des Hammers und der Krone als Qualitätshinweis in der mit den Initialen versehenen Giessermarke vorherrschend. Der Ortshinweis war fast immer ein oft am selben Stück mehrmals eingeschlagener gesonderter Stempel. Bodenrosetten blieben die Ausnahme.

In Zofingen, und damit im Aargau, waren die Markenformen teils dem Einfluss Zürichs unterworfen. Schildart und Anordnung sowie die



Rundele. Arbeit von Niklaus J. Übelin, Basel um 1700.



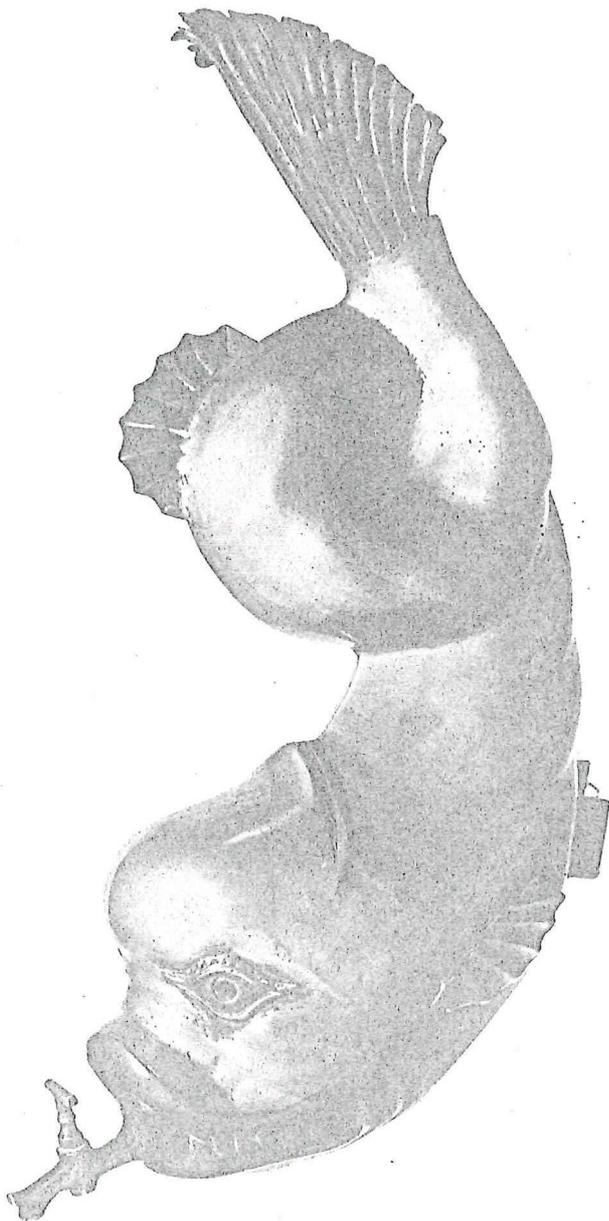
Freiburgerstitze von Peter Roman Müller, Freiburg, 2. Hälfte 18. Jahrhundert.

häufige Verwendung der klassischen Bodenrosette deuten darauf hin.

Auf dem Churer Geschirr finden sich recht eigenwillige, aber kunsthandwerklich bemerkenswerte Marken und Zeichen. Vielfach sind es kombinierte Stempel. So zeigen die meisten Giesserzeichen der Bauer den städtischen Steinbock und das Familienwappen, den springenden Hirsch über Wiese mit Kleeblatt, überhöht von den Initialen. Bei den Cadenath ist vielfach dieselbe Kombination von Stadt- und Familienwappen zu finden. Das gleiche lässt sich bei den Meistern

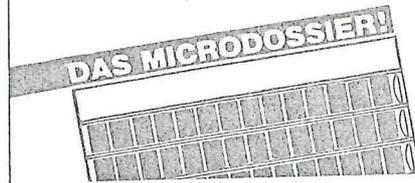
Castelmur, Harnist, Walser und Öhry feststellen.

Eine weitere Besonderheit bilden die Bodenrosetten der Werkstatt Bauer. Sie sind fast immer eine Kombination von Rosette und Giessermarke, wobei sich im Zentrum entweder die Rosette oder das Stadtwappen von Chur befindet und anstelle eines umlaufenden Perlkranzes der Name des Meisters steht. Als Qualitätszeichen ist die Krone vorherrschend. Aber auch die Engelmarke, mehrheitlich zur Giessermarke umfunktioniert, fand bis in die letzte Zeit, also bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts, Verwendung. ■



Delphin mit Bronzeflossen und messinggefassten Glasaugen. Arbeit aus der Zentralschweiz, 2. Hälfte 18. Jahrhundert.

Stecken Sie Ihre  
«Sammelobjekte»  
in diese kleine Tasche...



INFO DOK KAG

Sekundenschnell können Sie Ihre Sammlung bequem und handlich betrachten.

Mit diesem Microfilm-Dossier! Verlangen Sie Unterlagen oder machen Sie einen GRATIS-TEST.

Microfilm-Service  
Limmatstrasse 213  
8005 Zürich  
Telefon 01/44 40 41

Zinn-Restaurierung  
Expertisen



MAX HEDIGER  
Zinngiessermeister  
Glärnischstrasse 48 D  
8712 Stäfa

Tel. Privat: 01/926 36 96  
Tel. Atelier: 01/4733 21

!Geschäftseröffnung!

Altes Spielzeug  
Blechspielzeug, Elastolin-  
Figuren

Paul Lang  
Weststrasse 17, 8003 Zürich  
vor Beginn Autobahn Chur  
Tel. 01 241 29 03

Prov. Öffnungszeiten:  
Mi-Fr: 15.00-18.30 Uhr  
Sa: 10.00-16.00 Uhr  
(9.-12. Dezember geschlossen)  
und nach Vereinbarung

Ankauf · Verkauf

## Antiquitäten und Antike Puppen

Ausstellung in Zofingen Bottenwilerstr. 25  
Samstag, 21. Nov. bis 6. Dez. Evamaria Schenk  
wochentags von 14-20 Uhr Tel. 062-51 36 87  
oder nach telefonischer Vereinbarung

RS

Es muss nicht immer ein Picasso sein...

Auch dem noch so kleinen Objekt schenken wir die ihm gebührende Beachtung

Falls Sie Antiquitäten oder Kunstobjekte veräusseren möchten, lassen Sie sich vorher durch uns fachmännisch und kostenlos beraten. Für unsere Auktionen übernehmen wir nebst Einzelobjekten auch ganze Nachlässe, Sammlungen und Haushaltungen.

Wir versteigern Möbel, Gemälde, Moderne und Alte Graphik, Helvetica, Bücher, Teppiche, Kunstgewerbe, Porzellan, Glas, Silber, Schmuck, Asiatica und Jugendstil.

Wir sichern Ihnen eine prompte und exakte Bearbeitung, sowie eine pünktliche Auszahlung innert vier Wochen nach Auktionsschluss zu. Auf Objekte, die in einer Auktion verkauft wurden, beziehen wir 12% Kommission.

Für weitere Auskünfte steht Ihnen Herr lic. iur. Philippe Schuler gerne zur Verfügung.

Tel. (01) 482 47 48  
Philippe Schuler Versteigerungen AG  
Seestrasse 341, 8038 Zürich

RS